



universität
wien

**Fakultät für Philosophie und
Bildungswissenschaft**

Institut für Philosophie

Univ.-Prof. Dr. Georg Stenger

Stv. Institutsvorstand

Philosophie in einer globalen

Welt/Interkulturelle Philosophie/FB 4

Universitätsstraße 7

A- 1010 Wien

T +43 (1) 4277-47451

georg.stenger@univie.ac.at

Wien, 15.06.2013

Zweitgutachten

Zur Masterarbeit

„Was heißt Ontographie?“

Das Modellieren und Erleben von Denk- und Wirklichkeitsformen

am Beispiel der Philosophie Heinrich Rombachs

von Herrn Michael Stadler

Anliegen, Durchführung und Beurteilung der Arbeit

Die vorliegende Masterarbeit von Herrn Stadler stellt nicht nur einen neuen Entwurf dar, indem von Grunddispositionen „ontologischer“ Verfasstheiten und Zuschreibungen zu einer „ontographischen“, zuletzt einer „eidographischen“ Axiomatik übergegangen wird, sie kann, um mit Rombach zu sprechen, als „Wurf“ bezeichnet werden, der seinesgleichen sucht. Und man vergesse nicht, es handelt sich hier nicht etwa um eine Dissertation, sondern um eine Masterarbeit! Worum geht es? Vf. hat sich die Aufgabe gestellt, nicht nur die Grundzüge des Rombach'schen Denkens hinsichtlich dessen strukturontologischen Ansatzes zu explizieren, er möchte darüber hinaus die beiden weiteren Ansätze Rombachs, jene der sog. „Bildphilosophie“ sowie der „philosophischen Hermetik“ so zusammenbringen, dass eine diesen gemeinsame neue Grundstruktur ersichtlich werden kann, die er unter dem Topos „Ontographie“ zu fassen sucht. Damit ist Mehrfaches verbunden, das der Arbeit einen gewaltigen Ausgriff verleiht, der in seiner Diktion nicht hoch genug anzusetzen ist: 1) Möchte das strukturele Denken Rombachs die

Selbststrukturierungsarbeit von Denken und Leben aus deren gemeinsamer Verfasstheit, Dynamik und Genese heraus über mehrere dimensionale Schritte aufzeigen, womit nicht weniger als jene beiden, spätestens mit der Renaissance auseinanderstrebenden Bereiche der Wissenschaft und Philosophie auf der einen und der Kunst auf der anderen Seite sich ihrer gewissermaßen geschwisterlichen, bis in ihre Wurzeln zurückreichende Verbundenheit wieder bewusst werden, so sieht sich doch das „bildphilosophische Denken“, oder mit Paul Klee gesprochen, das „bildnerische Denken“ einer völlig eigenständigen Aufgabe gegenüber, an dem ein begriffsphilosophisches Denken schon qua medialer und performativer „Materialität“ scheitern muss. Rombach wird alsbald mit der „philosophischen Hermetik“ einen dritten „Angang“ starten, den er als den grundlegenden von allen dreien sieht, da hierin nicht allein eine „Lehre“ des „Verborgenen“ und „Verschlossenen“, sondern v.a. des „Übergangs“, des „Weltaufgangs“ zum Tragen kommt, die ein „Umdenken über die Wirklichkeit“, die für gewöhnlich einem „apollinischen Denken“ gehorcht, im ganzen erforderlich machen sollen. Hat nun Rombach sich mit guten Gründen beharrlich davor geweigert, die drei unterschiedlichen, weil sowohl „methodisch“ wie geistes- und denkgeschichtlich völlig andersartigen Rahmenbedingungen entsprungenen Ansätze ineinander zu überführen, so unternimmt Stadler genau diesen Versuch. Und: er vermag dies, weil er ein im ganzen gesehen anderes Anliegen damit verbindet, das er zwar implizit im gesamten Œuvre Rombachs walten sieht, das aber doch von einem anderen Denkhabitus und einer anderen Methodenreflexion geleitet ist: Dem „Modellieren“, in welchem gleichwohl nicht weniger als das „Erleben von Denk- und Wirklichkeitsformen“ insgesamt zusammenfinden sollen. Mit gutem Grund und wohl überlegt zieht Vf. daher die „Philosophie Heinrich Rombachs“ als „Beispiel“ für seinen eigenen Ansatz heran, indem er Philosophie als eine Art Sinnbildungsgeschehen qua Modellierung angeht, für welches Unterfangen Rombachs Denken gewissermaßen „Modell steht“. Aber, übertragen gesprochen, das Modell des Malers dient nur als Anlass, nicht schon als „Wirklichkeit“ oder gar „Wirklichkeitsgeschehen“ selbst, und so kommt der Vf. manch' unterschwellig aufkeimendem Verlangen zuvor, wenn er gegen Ende (vgl. 141) nochmals eigens betont, „Rombachs Philosophie“ nicht für „unsere Zwecke vereinnahmen, willentlich vereinseitigen oder ihr gar eine andere Absicht unterschieben“ zu wollen. 2) Die Arbeit geht daher konsequenterweise am Leitfaden einer „Definition“sfindung (von Ontographie) entlang, legt deren Elemente mit jedem Schritt deutlicher werdend frei, indem diese über „Knotenpunkte“ vermittelt die „Zusammenhänge“ und „Merkmale“ „erarbeitet und vertieft“. (145) Stadler setzt das „Modellieren“ auf einem philosophischen Niveau an, das

jenseits von „Modell“ und „Realität“ eine ontologische, jetzt genauer, „ontographische“ Dimension anzubieten versucht, in der „Denkformen“ wie „Lebensvollzug“, „Selbstreflexion“ wie Gestaltungssinn ein „Reflektieren der Möglichkeit ihrer selbst“ (vgl. 141) zum Vorschein gebracht werden sollen. 3) So kann er auch – und dies kommt dem Denken Rombachs zugute – ohne Not den Schritt „nach“ oder besser „von außen“ wagen, wodurch zum einen die Hinführung zur Frage- und Problemstellung besser gelingt – vgl. hierzu die knapp gehaltenen, aber nicht weniger instruierend ausgefallenen „Fallstudien möglicher Ontographie“ (Kap. 2, 13-34) -, zum anderen wird dadurch das Rombach'sche Denken in einen erweiterten Zusammenhang gebracht, den dieses weder berücksichtigt hat noch kennen konnte. Genau eine solche „Entfremdung“ – nebenbei ein konstitutives „Struktural“, sprich Strukturkategorie - wie sie in Kap. 3.1. und 3.2. (35-62) durchgeführt wird, ermöglicht – und hier zeigt sich die besondere analytische Qualität des Vf.s, wenn er erbrachte Analysate mit dem eigens gesetzten Beweisziel der „Definitions“eruiierung verbindet – jenen weiteren Ausgriff, was wiederum für das strukturontologische Denken konstitutiv ist. Auch wenn Rombach selbst die Denkweisen Analytischer Philosophie kaum zur Kenntnis nahm, weil er ganz und gar von der phänomenologischen Forschungsarbeit im Ausgang von und im Anschluss an Husserl und Heidegger geprägt war, so liegt in den wechselseitigen Gesprächsangeboten zwischen beiden Denkformen seitens des Vf.s doch ein immenser Gewinn, auch und gerade für das Strukturdenken Rombach'schen Zuschnitts. Rombach selbst hätte dies – sh. Potential der „Entfremdung“ - über alle Maßen geschätzt, war er doch zu stark von ostasiatischem „Erfahrungsdenken“ angetan, als dass er irgendwelche Schülerschaften als erstrebenswert angesehen hätte, wenn sie nicht ihre eigenen Denkwege damit verbunden hätten.

Als Herzstück der Arbeit kann zweifelsohne Kap. 4 „Ontographie als Strukturdenken: Heinrich Rombach“ gelten, was sich sowohl von den behandelten Analysepunkten wie vom Umfang her (70-143) nahelegt. Nach den „Vorarbeiten“ in Kap. 2 und 3. gelangt Vf. so langsam auf die Zielgerade seines Vorhabens, indem durch Abklärung und Rückversicherung wichtiger strukturaler Grundzüge der Rombachschen Philosophie der Schritt zu einer „Ontographie als Strukturdenken“ unternommen wird. Hier wird einerseits deutlich, warum der Autor für sein Projekt den Philosophieansatz Rombachs nicht nur als Beispiel braucht, sondern wie dieses zur weiteren Klärung des Definitionsrahmens der Ontographie konstitutiv beitragen kann, wobei nicht die Grundtendenz der vorliegenden Arbeit verschwiegen werden soll, eher einem „Strukturdenken als Ontographie“ denn umgekehrt auf der Spur zu sein. Und in der Tat, die abgebildeten „Modelle“ aus dem Rombach'schen Œuvre weisen auf eine solche

Möglichkeit vor, und genau darin ist wohl auch der genuine Forschungsansatz des Vf.s zu sehen. Und auch wenn man ihm einen vielleicht nicht immer geklärten Hang zur „Modellbildung“ entgegenhalten könnte, der wiederum durch eine gewisse Vorliebe für „Tabellen“ (vgl. etwa S.11,37,51,66, passim) bestärkt wird, so ist all dies doch einem systematischen Vorgehen geschuldet, welches nicht weniger im Auge hat, als verschiedene mediale Dimensionen des Philosophierens selbst aneinander sprechend zu machen. Ob allerdings dieses Vorhaben all das einlösen kann, was es verspricht – etwa dass anhand der Ontographie eine „Zusammenführung von Phänomenologie, Ontologie, Ästhetik, Epistemologie, Sprachphilosophie und anderen philosophischen und außerphilosophischen Disziplinen“ (vgl. 34) möglich erscheint, sei an dieser Stelle einmal dahingestellt. „Modelle“ lassen im Sinne ihrer Funktion leicht abheben, um ihr Eigenleben zu führen, sprich ihren „Außen“- resp. „Überblick“ sogleich als „Innenblick“ anzunehmen. Stadler sucht aber mit dem Grundtopos der Ontographie genau diesen aus sich selbst hervorgehenden und über sich hinaustreibenden „Innenblick“, der sich beständig aus der Korrespondenz mit dem „Außenblick“ am Leben erhält, als „tätige Philosophie“ (Rombach) zu begreifen – und er liegt damit ganz auf der Spur, auf der er sich mit Rombach wähnt -, wenn er schreibt, dass „die Philosophie Heinrich Rombachs“ – und Vf. hat sich dem umfassenden, mehrdimensionierten Stukturdenken Rombachs nicht etwa beiher angenommen – „eine Ontographie darstellt, indem sie unsere Definition größtenteils erfüllt.“ (141) Ersteres, dass die Rombachsche Strukturphilosophie eine Ontographie darstellt oder, etwas abgeschwächt, impliziert, wird durch die Darlegungen des Vf. mit aller wünschenswerten Klarheit aufgezeigt, letzteres scheint das Vorhaben wieder einzuschränken, indem es um Erfüllung einer Definitionsskizze geht, was die anvisierte Spur doch wieder verlassen haben würde. So ließe sich etwa auch fragen, worin eigentlich die genuin *philosophische* Relevanz von (definierten) Modellen bestehen soll, wenn diese nicht weniger zeigen wollen, als es etwa der Schritt Derridas von der geschriebenen Sprache zur „Zeichnung“ versucht? Nebenbei: Rombach nannte in seinen Vorlesungen die an die Tafel geworfenen Skizzen „Zeichnungen“, im Verhältnis zu denen die publizierten „Modelle“ als „Einzelbeschreibungen, die nur um genereller Gesetzmäßigkeit willen gegeben werden“ (Rombach, Strukturontologie, S. 19) geradezu verblassen, ohne allerdings die „Zeichnung“ wie etwa Derrida eigens zum philosophischen Thema erhoben zu haben.

Bei all diesen kritischen Anmerkungen, die eher als ein Mit- und Weiterdenken auf dem hier vom Vf. angebotenen philosophischen Terrain verstanden sein möchten, bleibt doch das immer wieder nachhallende Staunen über eine Arbeit bestehen, die ein genuin

philosophisches Talent hervortreten lässt, von denen es nur sehr wenige gibt. So wie etwa der Autor schon bezüglich der „Definitionsproblematik“ um die Notwendigkeit von „Definitionselastizitäten“ (vgl. 68 ff.) weiß, so führt er auch in seinem Schlusskapitel (5. „Was heißt Ontographie“ – Abschließende Bemerkungen“) eine beständig selbstreflexiv und selbstkritisch bleibende Feder, die nicht einfach Gesagtes zusammenschnürt, sondern im „Wie“ der Darstellung stets offen, weil unterwegs bleibt. Sein „modellierendes“, sprich „ontographisches Denken“ bleibt daher auch beständiger Forschungsfokus, dem sowohl die Gesamtanlage wie die wohl dosierten Einzelschritte ihre Referenz erweisen.

Gleichwohl sollen zwei Desiderate nicht unter den Tisch fallen, die ich zugleich als Nachfrage verstehen möchte:1) Die erste und vielleicht wichtigste ist, dass der Autor die bei Rombach offenkundig nicht zu überspringende *phänomenologische* Forschungshaltung und -praxis nicht wirklich aufgreift. Ist diese für sein Vorhaben nicht relevant? Und wenn ja, wie ließe sich dies der Sache nach methodisch wie systematisch begründen? Und weiter: Gibt es eine Nähe zwischen „Ontographie“ und „Phänopraxie“, wie diese Rombach ja gleichsam als „Fortschreibung“ und Vertiefung der „Phänomenologie“ selbst versteht? Und würde dann das „Überspringen“ der phänomenologischen Grundierungsarbeit bei Rombach nicht erhebliche Missverständnisse nach sich ziehen? 2) Vermag das modellhaft und modellierend orientierte ontographische Denken die Dimension der „Leiblichkeit“ adäquat aufzunehmen? Lassen sich die Frage- und Analysedimensionen bezüglich der Leiblichkeit zwischen der „Verleiblichung der transzendentalen Schemata“ (Kap. 3.2.1.) sowie dem Kap. (3.2.2.) „Embodiment, Leiblichkeit, In-der-Welt-Sein“ mit der „Leibphänomenologie“ Rombach'scher Prägung vergleichen oder gar analog verstehen? (sh. etwa die Kap. „Leibwahrnehmung resp. Wahrnehmungsleib“ in „Phän. des gegenwärtigen Bewusstseins“; Strukturanthropologie, Kap. D 18 - E 20, u.a.)

Abschließende Bewertung

Die hier vorgelegte Master-Arbeit von Herrn Stadler stellt sich ihrer gesamten Anlage nach, inklusive ihrem Problemhorizont und ihrer Durchführung, als hochgradig philosophische Herausforderung dar. Ob hierbei immer das vom Rombach'schen Strukturdenken angebotene „Niveau“ erreicht worden ist – es handelt sich um eine Master-Arbeit! –, darf z. T. bezweifelt werden. Aber dies war auch nicht das selbstgesteckte Ziel des Autors, der eine, man darf sagen, eigenständige Konzeption einer „Ontographie“ entwirft, die sich über mehrere dimensionale Schritte ihren Weg bahnt, und dabei mehrgleisig verfährt, sprich unterschiedliche philosophische Theoriestränge, Traditionen

und Methodiken so zusammenbringt, dass diese aneinander Erhellung finden. Herr Stadler hat hier seine ganze, in Tat philosophische Hochbegabung unter Beweis gestellt, die sowohl ihren „analytischen“ wie „spekulativen“ Sensus gleichermaßen aufs Vortrefflichste zum Tragen kommen lässt.

Auch wenn die Arbeit manche Anfragen resp. Einwände hervorrufen mag, so sind diese keineswegs grundlegender Art, sondern vielmehr dem außerordentlichen Niveau der hier vorgelegten gedanklichen Ausführungen geschuldet, weshalb diese Anfragen mehr als „Diskursteilnahme“ denn als gutachterliche Kritik zu verstehen sind.

Mit freundlichen Grüßen

A handwritten signature in blue ink, appearing to read 'G. Stenger', written in a cursive style.

Univ.-Prof. Dr. Georg Stenger